



Abend:

Zeitung.

17.

Mittwoch, am 20. Januar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldschen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sell).

### Straßburg's Fall.

(Fortsetzung.)

7.

„Ach, daß sie ihn gewannen  
Den freien deutschen Rhein,  
Da seine Wogen rannen  
Durch deutsches Land allein!

Wenn uns're Väter immer  
Gestanden wie Ein Mann,  
Gebrochen wäre nimmer  
Des Landes heil'ger Bann;

Dann hätten eitle Träume  
Den freien deutschen Rhein,  
Daß er das Fremmland säume,  
Gewagt nie, zu entweih'n!

D'rum, Brüder, laßt Euch warnen:  
Seid einig, stark und treu,  
Will Euch der Feind umgarnen  
Durch Lockruf mancherlei —

Und nahen seine Schaaren  
Dem jetzt noch deutschen Rhein:  
Dann greift, um ihn zu wahren,  
Zum deutschen Schwert allein!“

Der fahrende Sänger, welcher dieses patriotische Lied im Stern zu Straßburg vortrug, wurde mit reichlichem Beifall und Geld, nebst verschiedenen Bechern Rheinweins belohnt, welche ihm die aufgeregten Zuhörer brachten. Auch der Stadtschreiber Günzer schrie ihm ein lautes: Bravo! zu und wandte sich dann verwundert zu dem alten Paumgarten, welcher fast allein sitzen geblieben war.

„Ich halte nichts von dergleichen! Als Beweis guter Gesinnung mag's gelten,“ sagte Paumgarten, „aber maulstink und armsfaul ist nur zu oft beisammen. Ich dächte, wir hätten traurige Beispiele von Großsprecherei genug, wo die Schwerter auf den Pflastersteinen gewetzt wurden, um dem elenden Feinde das Garaus zu machen — wie lief's ab? Erst etwas Braves thun, dann kann man pochen! Ich will damit dem Viede nicht zu nahe treten, es prahlt nicht, es klagt nur und warnt. Möchten doch Alle sich vor dem Lockruf scheuen: Wort hält er ja doch nicht, wer will ihn zwingen, wenn er die Macht hat?“

Günzer erschrock vor diesem Gedanken, der noch nicht in ihm aufgestiegen war, doch hütete er seine Mienen sorgfältig, daß nichts von seiner inneren Bewegung offenbar würde und gab nur eine allgemeine, beistimmende Antwort, welche selbst die Annahme, es könne sich ein Deutscher von französischen Versprechungen blenden lassen, weit verwarf. Er kam aber höchst verstimmt nach Hause und schloß sich ein.

Es war ein kalter, nebeliger Septembertag. Der Stadthauptmann hatte am frühen Morgen bereits eine Abtheilung seiner Soldaten, deren die Stadt überhaupt nur noch wenig in Diensten hatte, müde gedrückt und frühstückte in seiner gewöhnlichen Herberge, als in den Straßen ein auffallendes Laufen entstand, und fast zugleich mit raselnden Waffen ein Rottmeister in die Gaststube stürzte.

„Franzosen im Anmarsch!“ schrie er.

Die Gäste sprangen erschrocken auf, nur der Stadthauptmann erhob sich langsam. — „Wer hat Euch instruiert,“ sagte er streng, „eine Meldung mit solchem Despekt und undienstlicher Form vorzubringen? Gehet nochmals hinaus, besinnet Euch auf Eure Instruction, dann tretet wieder ein, richtet Euch stracks vor mir auf und sprecht!“

„Zum Teufel, Herr, ist jetzt Zeit dazu?“ schrienen die Bürger durch einander. „Lasset zu Hauf trommeln, besetzt die Wälle, wir befehlen's, Ihr seyd in unserm Dienst!“ Und Alles stürzte hinaus, nach der Wahrheit der Schreckensbotschaft zu forschen; der Stadthauptmann aber ließ sich herab, die Meldung auch ohne nochmaligen Anfang zu hören. Es waren flüchtige Landleute in's Thor gekommen, welche ausgesagt, daß eine Menge Franzosen auf allen Straßen sich dem Gebiete der Stadt, welches sich allerdings nur eine halbe Meile weit erstreckte, zu nähern schiene. Von den Thürmen wurde die Botschaft bestätigt. Bald rasselte die Lärmtrommel durch alle Straßen und der Sturmglocken furchtbare Klänge erfüllten die Gemüther mit Angst und Zagen. Es herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung in der Stadt, Alles lief durcheinander, Weiber und Kinder schrienen auf den Straßen, Vorsichtige schleppten ihre Habe in feste Keller oder vergruben sie, man sah Maurergesellen mit Gewalt in die Häuser gezogen, um Schätze zu vermauern, blasse Rathsherren, von der Menge vielfach angeschrien und bedroht, schritten zur Versammlung. Der Nebel sank, die Sonne strahlte herrlich vom wolkenlosen Himmel und beleuchtete die Schaaren der Franzosen, welche man trotz des Friedens, der zwischen Deutschland und Frankreich herrschte, als feindliche ansehen mußte. Sie waren im Aufmarsch begriffen, außerhalb des Geschützbereichs — von welchem man auch wohl in dem Zustande der Unentschlossenheit, der sich überall in Straßburg kund that, keinen Gebrauch gemacht hätte. Dagegen bemerkte man, daß sich, nachdem die französische Armee in Schlachtordnung aufmarschirt war, ein zahlreicher Zug, wie es schien sehr schweren, Geschüzes daherbewegte und es schien sonach wirklich auf einen Angriff abgesehen zu seyn. Der Stadthauptmann entwickelte eine große Thätigkeit, seine Krieger und die bewaffneten Bürger aufzustellen, mit welchen letztern er seine Noth hatte; die Stücke wurden geladen, die Büchsenmeister standen mit brennenden Lunten bereit, auch die Musketenträger erhielten Befehl, ihre Lunten anzuzünden. In der Geschwindigkeit wollte der eifrige Formenliebhaber die Bürger noch ein wenig exerziren, um Gleichmäßigkeit im Feuern zu erlangen, aber sie verweigerten

ihm den Gehorsam, wie sehr er sich auch auf den 67. Artikel des „Artikelsbriefes für die Reichsvölker“ berief und von der Strafe der Meutenirer und Anfänger der Meutination sprach.

„Verliert den Kopf nicht!“ rief eine starke Stimme durch das Geschrei, das auf dem Wall herrschte. Man sah den alten Paumgarten, dessen silberweißes Haupt die Menge überragte, und Alle drängten sich um ihn, wie um einen Vater. — „Wir werden doch erst hören, was sie wollen!“ sagte er ruhig. „Sie werden doch irgend eine Botschaft schicken, um diesen Friedensbruch zu erklären. Den weisen wir ab und schicken sie mit blutigen Köpfen von unsern starken Mauern zurück.“ — Die Bürger und auch die Soldaten jauchzten ihm zu.

Man sah vor der französischen Front viel Bewegung, Generale sprengten auf und nieder, endlich erschien auf dem rechten Flügel ein zahlreiches Geschwader von Offizieren, das Befolge wahrscheinlich des Feldherrn, den jetzt laute Fanfaren, der Zuruf der Truppen, die gesenkten Fahnen begrüßten. Er ritt zur Musterung langsam die schimmernden Reihen hinab, während ein kleiner Zug, mit einem blasenden Trompeter an der Spitze, im gestreckten Galopp der Stadt zusprengte. „Eine Aufforderung!“ brummte der Stadthauptmann.

Dem war so. Der Kriegsminister von Frankreich selbst, der gefürchtete, erbarmenlose Louvois war an der Spitze von zwanzigtausend Mann vor Straßburg erschienen und forderte die Stadt auf, sich zu ergeben. Vergebens bat der Rath um Bedenkzeit, der übermüthige Bote wollte Anfangs nicht ohne augenblicklichen Bescheid die Stadt wieder verlassen und verstand sich endlich nur zu einer sehr kurzen Frist. Er schied mit der Drohung eines Bombardements, welches die Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln sollte, wenn sie ihren wahren Vortheil, sich unter den Schutz des großen Ludwig's zu stellen, verkenne. Als er mit einer stolzen Reigung des Hauptes den Saal verließ, warf er einen bedeutsam auffordernden Blick dem Stadtschreiber Günzer zu, welcher ihn nur zu wohl verstand. Der allgemeine Unwille, der nach seiner Entfernung ausbrach, hatte sich erschöpft, aber man war noch zu keinem Entschluß gekommen. Da wurde der Stadtschreiber Günzer laut, stellte die Vertheidigung der Stadt als einen ehrenvollen Untergang dar, zu welchem er als Patriot rathen müsse, lieber, als dem Feinde, selbst auf die besten, jeden Einzelnen in seinem Recht und Eigenthum sichernden Verträge, die Feste zu überliefern, wußte aber die Schrecken jenes Unterganges, die Unmöglichkeit eines guten Erfolges, die Verlassenheit Straßburg's von den deutschen Ständen in ein so grau-

siges Licht zu stellen, daß seine Schilderung der zweiten Seite: eines günstigen Vertrages mit dem Könige von Frankreich um so mehr Anklang fand und eine große Aklamation von Seiten des Publikums, das zahlreich in die Rathshalle eingedrungen war, ihm eine Partei zusicherte, auf die er allerdings stark gerechnet hatte. Seine Worte wurden in weitere Kreise verbreitet und während er droben noch einen langen und harten Kampf bestand, der ihn selbst gefährdete, hatte er unten und bei der Mehrzahl der Bürger bereits den Sieg gewonnen. Die beunruhigendsten Meldungen von den Wällen liefen ein und vermehrten die Angst, die Verwirrung unter der Volksmenge. Der Feind begann mit großem Eifer, am hellen Tage dem Geschütze der Stadt Troß bietend, seine Batterien zu bauen. Die Straßburger störten die Arbeit durch keinen Schuß. Wehe! schallte es durch die ganze Stadt, schon sah man im Geiste die glühenden Kugeln ihre Bogen ziehen, schon durchlebte man vorahnend die Schrecken der Feuersbrunst, des Sturmes, der Plünderung — Weiber und Mädchen schriecn auf die Männer ein, ihren Entschluß zu bestimmen. Louvois Charakter war nur zu bekannt, man wiederholte die Antwort, welche sein steinhartes Herz bekundete, und die er einst einem Supplikanten gegeben, der seine Bitte mit den Worten unterstützte: „Ich muß doch leben!“ worauf Louvois eiskalt erwiderte: „Diese Nothwendigkeit sehe ich nicht ein!“ — Louvois war der Mann, seine Drohungen wahr zu machen; die Stadt konnte sich vielleicht eine kurze Zeit halten, aber an Entsatz war nicht zu denken, die oberrheinischen Kreisstände hatten ja nicht einmal eine disponible Macht zusammen!

Günzer fand nun auch im Rathe Unterstützung, und am 30. September 1681 wehte die weiße Fahne von der Feste, welche man für unüberwindlich gehalten hatte. Mitten im Frieden, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, ohne den geringsten Scheingrund eines Rechtsanspruchs, wurde Straßburg gewaltsam dem deutschen Reiche entrissen! — Kein Schuß von den Wällen hatte wenigstens die Ehre gerettet, der Stadthauptmann hielt einen Kriegsrath, auf welche Weise die Waffen gestreckt werden sollten, ob rotten- oder gliederweise — die Thore öffneten sich, der Siegesmarsch ertönte zum Einzug der Franzosen. Knirschend sahen die Gutgesinnten — und ihre Zahl war die Ueberwiegende — auf die Fremden, denen sie fortan einverleibt werden sollten; mit Neugier die Frauen, mit Jubel die Straßenjugend. Aber selbst dem Verräther ging es wie ein Stich durch das falsche Herz, als die deutschen Karthaunen Straß-

burg's umgekehrt — gegen die ferne Rheinbrücke gerichtet wurden. Straßburg war nun französisch.

(Beschluß folgt.)

### Segnungen der Presse.

Ein Schlußwort zur Säkularfeier Gutenberg's.

Von

M. Hammerschmidt.

Als in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts es anfang im Abendlande zu tagen, als Licht und Finsterniß ihren jetzt noch dauernden Streit begannen, da erschien zum ersten Mal die Wissenschaft, die Tochter des freien Geistes, zum Entsetzen der Kirchengewalt wie zum Schrecken der Barbarei, mit der furchtbaren Waffe, der Presse gerüstet auf dem Schauplatz der Erde. Wie Pest, Sünde und Verderben, so kam auch stets alles Gute von Osten: Licht, Wärme, Kunst, Wissenschaft und Christenthum. Die Griechen, die um die Zeit der Erfindung der Bucherpresse in Italien eingewandert waren, brachten die heitere Kunst und Wissenschaft der Hellenen mit sich. Mild und freundlich leuchtete dieser griechische Sinn in dem Occident, der nach so langer Nacht gerade anfang dem Tage zuzustreben. Die literarischen Schätze des lebensathmenden, jugendfrischen Griechenthums suchte man sich nun zu verschaffen, und durch die Presse zu vervielfältigen und zu verbreiten. Dasselbe geschah mit der lateinischen Literatur. Und so trat jetzt das urkräftige Heidenthum mit dem damals bis zur Entwürdigung herabgesunkenen Papiismus in den Kampf. Auch die politischen Ideen und Staatsformen der Alten wurden bekannt. Die Presse machte eine jede Frage der Wissenschaft, der Kirche und des Staates zur europäischen. Es gab eine Bewegung, einen Umschwung des menschlichen Lebens, wie es nie ohne die Presse wäre möglich gewesen. Das Heidenthum suchte sich unvermerkt im Stillen immer geltender zu machen, bis es endlich an die Spitze des europäischen Lebens sich stellend, in Frankreich einen heidnischen Freistaat hervorrief, Strauß zum Apostel einer heidnisch-christlichen Religion entflammte, Goethe zum Gründer einer heidnisch-christlichen Literatur machte und Hegel und Schelling uns Gott wieder in dem Menschenleben und der Natur erkennen lehrten. Seit jener Zeit des Gutenberg, Himmel hat man zusammen gerissen, Fegfeuer ausgebrannt, Söden von ihren Postamenten gestürzt, und den Menschen zum höchstgöttlichen der Erde erhoben. Ihm, dem Gottessohn, segt man jetzt überall Monumente, wo er seine hohe Abstammung am meisten bezeuget und segnenreich auf Mit- und

Nachwelt wirkt. Frei von Vorurtheilen will man jetzt nur das Göttliche, das Wahre, Schöne und Gute zu Tage gefördert wissen. — Wie schön hat sich das Leben seit der Zeit des Johannes Gutenberg nach allen Seiten hin entfaltet. Er war der größte Mann, der alles Streben der Menschen vereinigte, wodurch nur das Gerechte, was im Lauf der letzten vier hundert Jahre die Welt erlebte, zu Stande kommen konnte. Keine Wissenschaft treibt man mehr für sich allein, ein jeder steht mit der gleichbesessenen seiner eigenen und anderer Nationen in Verbindung und die menschlichen Geister reichen sich durch die Presse die Hände um die Höhen der Wissenschaften zu erklimmen. Irrthümer werden durch den Austausch der Ideen entdeckt und berichtigt und der Doktor Faust mit seinem ganzen Geheimniskram ist für immer in die Zeit der Finsterniß gejagt. Zauberer, Alchymisten konnten als Lichtschauer vor zwei, drei hundert Jahren in verborgenen Winkeln noch ihr Unwesen treiben, allein auch hier ist das Licht eingedrungen und hat sie mit ihren Zauberbüchern und Kreisen, mit ihren Flaschen und Schmelztiegeln verscheucht. Hexentänze und Religionskämpfe möchten wohl auch nicht mehr wiederkehren.

Die Förderung der Wissenschaften durch die Presse führte zu Erfindungen. Und wie groß und bewunderungswürdig hat sich das Leben durch diese gestaltet; wie hat sich der Mensch durch Muth und eigenes Streben zum Herrscher der Elemente selbst gekrönt. Franklin entriß dem Himmel den Blitz; Herschel, Newton, Kopernikus, Keppler berechneten, wie Gott seine Weltengewichte im All müsse vertheilt haben, und erfanden das Mittel, das Auge des Menschen zur Beobachtung in die Himmels-Räume zu tragen; die Kraft des Dampfes muß den alles berechnenden Erdensohn in unbegreiflicher Schnelligkeit über den dunkeln, ewig stummen Abgrund des Meeres hintragen, und auf dem Pfeil des Lokomotivs fliegt der Tehtgeborne in Blitzesschnelle über die Länder hin; auf die Unfehlbarkeit des Ausspruchs der Erdengöttin, der Vernunft bauend, geht der Mensch dahin, wo keine Menschen mehr leben, wo nur die Lüfte des Ewigen noch athmen und zieht in seinem leichten Fahrzeug mit den lustigen Wanderern des Himmels. Wem schläge das Herz nicht hoch bei dem Gedanken, Genosse einer so großen Zeit zu seyn; allein bei wem erwacht bei solchen Betrachtungen nicht der Wunsch: Ach, könnte ich nur nach vier hundert Jahren wieder ein Mal die Menschen leben auf diesem Erdbällchen sehen. Dieses neue Leben, das uns der Geist des Menschen gab, wem haben wir es zu verdanken als der Presse.

Die Presse ist eine Erfindung des deutschen Volkes und ihm gebührten vorzugsweise die Vortheile desselben. Es ist traurig wahrzunehmen, wie die Engländer, Franzosen, Belgier und Schweden schon lange alle Segnungen der Pressfreiheit genießen, während dem wir, die wir Gutenberg Monumente setzen, Erfindungsfäkularfeier, dieselbe noch vermiffen. Möchte sie uns nicht noch lange entzogen bleiben, denn sie ist und bleibt, trotz aller Mißbräuche, die sie immer begleiten werden, das erste und kräftigste Mittel einer guten Volkserziehung. Durch die freie Presse wird der Charakter eines Volkes moralisch-tüchtig, man gewöhnt sich daran, in der Welt zu sprechen, wie man denkt. Erschlaffung des staatlichen Lebens, politische Verbrechen und Verderbniß der Sitten führet eine starke Beschränkung der Presse bei einem in politischer Bildung schon vorgerückten Volke unfehlbar nach sich. Durch sie wird die Regierung mit dem Willen des Volkes und der Amtstreue seiner Diener bekannt und kann somit umsichtig und segnenreich im Staate wirken. Der Staatsdiener wird sich endlich bei freier Presse nicht leicht ein Vergehen zu Schulden kommen lassen. Welche Bestechungen der Staatsbeamten hatte man in England bis 1694, das Jahr der Freigebung der Presse, jetzt kommt kaum noch ein solcher Fall vor. Der Staatsdienst hat sich zur höchsten Ehre erhoben. So erweckt die freie Presse Vertrauen zum Fürsten, Liebe zum Vaterland und seinen Gesetzen, und bringt Licht und moralische Kraft in's Volksleben. Endlich können nur durch die freie Presse die Staatsgewalten sich in sicherem Gleichgewichte erhalten. Die Zeitungen, die Organe der Presse schützen mit ihren Farben oder Tendenzen gleich Anwaltern die Rechte der Krone, des Adels und des Volkes.

Großes hat die Buchdruckerkunst bis jetzt gethan; aber noch lange nicht wirkt sie nach ihren weitesten Kreisen hin. Wie vielen Völkern der Erde ist sie noch unbekannt, wie viele andere haben noch nicht einmal Schriftzeichen für ihre Gedanken gefunden. Erst wenn sie das ganze Menschengeschlecht zu einem gemeinschaftlichen Streben vereinigt haben wird, wenn die Millionen unseres Planeten, die alle aus einem Quell des Lichtes fließen und diesen wieder zuströmen, die Fragen der Zeit und der Ewigkeit in schönem geistigen Zusammenwirken lösen werden; dann ist die Zeit da, wo die Buchdruckerkunst ihre Segnungen am höchsten entfaltet hat, wo sie die Welt von allem Uebel erlöset, und alle Zungen der Erde von einem Pol bis zum andern gemeinschaftlich ihre Erfindung feiern und man den Namen Gutenberg in die Sterne schreiben wird. —

Nebst einer literarischen Beilage von der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover.